Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 118. Bromberg, den 28. Juli 1925

Diethelm von Buchenberg.

Von **Berthold Auerbach.**

(9. Fortsetzung.)

Diethelm griff aus dieser langen Mitteilung gern den letztangeregten Gegenstand auf; der alte Wettkampf, der in Spott und Neckerei überall zwischen einem Dorf und dem andern rege ist, hatte ihn schon viel erlustigt, aber keiner der anwesenden Buchenberger ging heute darauf ein und Diethelm schien es fast, als ob er Mißtrauen errege, weil er von dem Schreckgespenst gar nicht rede, er sagte daher überlenkend:

„Der alt' Schäferle hat nichts Besonderes prophezeit. Jedesmal, wenn man was an den Spritzen zu tun hat, hält man das für ein Wahrzeichen, daß eine Feuersbrunst auskommt, und da ist's am gescheitesten, man macht den Aberglauben zu Schanden und gibt doppelt acht, daß kein Unglück auskommt."

Alles schwieg. Nur ein fremder Mann, der auf der Ofenbank saß, sagte halblaut vor sich hin:

„Abbrennen ist nicht immer ein Unglück, im Gegenteil —"

„Wer ist der Lump?" fragte Diethelm seinen Vetter und dieser erwiderte:

„Ein fremder Spindelhändler. Ich hätt' gute Lust und tät den Kerl die Stiege 'nabwerfen."

„Tu's nicht," beschwichtigte Diethelm, „das gibt ein unnötiges Geschrei in der Welt." Er beredete nun seinen Vetter, am morgenden Tage mit ihm nach der Hauptstadt zu reisen, wohin er mit Proben seiner Wollvorräte gehen und dann seine Fränz abholen wolle, die ihm geschrieben habe, daß sie nicht mehr in der Stadt bleibe. Gerade der Waldhornwirt war ihm stets der liebste Genosse, er war halb Kamerad, halb abhängiger Untergebener und draußen, wo man dieses Verhältnis nicht kannte, war Diethelm immer besonders hoch angesehen, wenn der stattliche Waldhornwirt ihn überall mit unterwürfiger Ehrerbietung behandelte und hinter seinem Rücken sein Lob verkündete. Der Waldhornwirt war schlau genug, diese unausgesprochene Vasallenschaft zu erkennen; er tat oft, als ob er sich davon losmachen wolle, um den Vetter zu allerlei Nachgiebigkeiten und Vorteilen zu bewegen. Dies gelang ihm auch heute, denn Diethelm versprach eine Entschädigung für jegliche Versäumnis.

In neuer, verzweiflungsvoller Pein ging Diethelm wieder heimwärts. War es denn nicht, als ob plötzlich seine innersten, geheim gehaltenen Gedanken sich von unsichtbarem Munde verbreitet hätten, so daß jetzt alles im Dorfe von einer Feuersbrunst sprach, an die man sonst das ganze Jahr nicht dachte? Wäre es nicht das Beste, alles zu verschieben und zu hintertreiben, bis die Prophezeiung vergessen ist? Aber wer weiß, wann die Frau wieder aus dem Hause sein wird?

Im Stall traf Diethelm den Medard, der ein großes Seil mit Karrensalbe einschmierte, und auf seine verwunderte Frage erhielt er die Antwort, daß dies das Seil aus der Radwinde sei, das, mit Fett getränkt, als Lunte dienen müsse, um das Feuer blitzschnell in den Neubau auf den Heuboden zu leiten. Diethelm konnte nicht umhin, auch diese erfinderische Klugheit zu loben; dennoch sprach er davon, die Sache noch zu verschieben, da man an die dumme Prophezeiung glaube; Medard aber erwiderte:

„Just deswegen müssen wir gleich losschießen. Weil alle davon schwätzen, ist jeder vorsorglich und glaubt niemand dran, und geschieht jetzt was, da heißt's: das hat sein müssen, das hat kein Mensch getan, es hat sein müssen, weil's prophezeit gewesen ist."

Wie doch alles auch seine Kehrseite hat, das erfuhr jetzt Diethelm; die Wendung, die Medard der Sache gab, war doch überaus sinnreich und fein berechnet, und doch war Diethelm schwer beklommen, schwerer als je; ihm war's, als wäre die Tat nicht mehr sein, sie war in fremde Hand gegeben und mußte geschehen, sei er nun willfährig oder nicht.

Fast die ganze Nacht hindurch war Diethelm mit Medard beschäftigt, alles herzurichten. Die Mäuse liefen ohne Scheu wie toll hin und her, als ahnten sie den Untergang des Hauses. Diethelm zitterten oft die Hände, aber Medard war voll heiterer Laune, und wenn es Diethelm versäumte, lobte er sich selbst über hundert kleine Erfindungen, die er noch machte, und kneifte sich selbst in die Wangen. Diethelm schauderte, als Medard über die geweihten Kerzen im Kirchentone einen wild närrischen Feuersegen sprach.

Als der Morgen graute und ein lustiger Wind pfiff, entzündeten sie die Kerzen und verschlossen alles sorgfältig, daß kein Lichtschein nach außen dringe. Diethelm sagte nun, daß er verreise.

„Bis wann kommst du wieder?" fragte Medard. Betroffen sah Diethelm drein, daß ihn sein Knecht duzte, aber er hielt an sich und erwiderte:

„Bis gegen Abend."

„Drum", erwiderte Medard, „wenn du nicht auch da bist, wenn es losgeht, zeig' ich dich an, so wahr die Lichter da brennen; oder nimm mich mit, ich will nicht allein da sein, daß alles auf mich kommt."

Diethelm bebte vor Wut, er sah, in welche Hände er gegeben war, er griff hin und her am Hals, denn er fühlte, wie es ihm die Kehle zuschnürte; endlich bachte er unter Zähneklappern die Worte hervor:

„Kannst dich drauf verlassen, daß ich abends wieder da bin, da hast mein' Hand drauf."

Kaum hatte Diethelm die Hand Medards gefaßt, als er ihm einen Stoß vor die Brust gab, daß er niederfiel, und jetzt kniete er auf ihn und band ihm mit dem Halstuch die Hände zusammen, aber Medard biß ihm in den Arm, schnell raufte Diethelm eine Handvoll Wolle aus einem daneben stehenden Sack, stopfte sie Medard in den Mund, band ihm die Füße mit Stricken zusammen, betrachtete ihn einen Augenblick mit gehobenem Fuß, als wollte er ihn zertreten, und eilte hinab, alles sorgfältig hinter sich verschließend.

Vor dem Hause rief er absichtlich laut nach Medard, aber die Magd kam und half ihm die Pferde einschirren; und so schnell als der Wind, der den Schnee aufwirbelte, jagte Diethelm davon.

Vierzehntes Kapitel.

Im Rautenkranz in der Hauptstadt lebte indes Fränz auch nicht so vergnügt, wie sie es gehofft hatte. Das Wirtshaus war fast wie eine kleine Stadt für sich; der gepflasterte Hof war so groß wie der Marktplatz eines kleinen Städtchens, bequem konnten zwei Frachtfuhren darin wenden, und in den Scheunen und Ställen war allzeit ein reges Leben; Frachtfuhren, Stellwagen, Botenwagen, Reiter und Fußgänger von allen Gegenden des Landes gingen hier ab und zu und jeder wußte so vollkommen Bescheid im Hause, daß das rührig bunte Treiben sich doch wieder wie eine stille Regelmäßigkeit darstellte. Wären nicht Gasröhren durch das Haus geleitet gewesen, man hätte in ihm nicht geglaubt, daß man sich mitten in der Hauptstadt befinde. Die weite, offen-

stehende Küche mit ihrem zahlreichen glänzenden Kupfergeschirre an den Wänden und dem übermäßig breiten Herde in der Mitte, die steinernen Treppen mit ausgelaufenen Gleisen zeigten, daß hier alles von altem Bestand war, und gleicherweise zeigte sich's in der weitläufigen Wirtsstube, wo nicht weit von dem mächtigen Kachelofen an der großen, mit neubackenem Brot überschütteten Anrichte die Herrin des Hauses, eine stattliche Witwe, saß, nähte und sich von den Ankommenden erzählen ließ und ihnen Bescheid gab, ohne sich zu irgend jemand zu drängen. Es gab vielleicht keinen zweiten Menschen im Lande, der dessen innerste Verhältnisse so genau kannte als die Frau Rautenwirtin, sie machte aber von ihrer Wissenschaft keinen Gebrauch, außer in seltenen Fällen, wenn sie von alten Hausfreunden um eine Nachricht angegangen wurde; sie wendete vielmehr ihre ganze Macht auf die Regierung ihres Hauses und diese gelang ihr vollkommen, denn sie herrschte unbedingt. Von ihren drei Töchtern hatte eine die Aufsicht in der Küche, während zwei die Gäste bedienten, die beiden Söhne versahen die Bäckerei und Metzgerei und alle gehorchten der Mutter mit unbedingter Unterwürfigkeit; ja, die Söhne bekamen Sonntags von der Mutter ein Taschengeld ausbezahlt und fanden diese Abhängigkeit vollkommen in der Ordnung. Und wenn die Rautenwirtin zwei-, dreimal des Tages durch das Haus ging, konnte man sich darauf verlassen, daß alles vom Morgen bis zum Abend in fester Ordnung sich hielt; denn die Knechte und Mägde, durch das Beispiel der Kinder belehrt, waren ebenfalls voll Gehorsam und Pflichterfüllung, und wer aus dem Rautenkranze sich anderswohin verdingte, konnte bei gutem Lobe zehn Dienste in einer Stunde haben. Nie hörte man einen Zank im Hause, willfährig geschah die Handreichung von einem zum andern, der Pflichtenkreis eines jeden war fest abgemessen, es konnte niemand aus seiner Bahn abirren; auch wenn noch so viel Gäste da waren, bemerkte man nie eine Hast, nie aber auch war Untätigkeit.

Fränz hätte wohl kein besseres Haus finden können, um die Wirtschaftlichkeit im größern Maßstab zu erlernen, und so erschien es ihr auch anfangs; der gediegene Halt und die stetige Ordnung des Hauses nötigte ihr da eine hohe Achtung und willfährige Unterordnung ab; ja, sie griff um so freudiger zu, wenn sie daran dachte, wie daheim bei den wenigen Menschen alles so kunterbunt durcheinander ging, daß man oft nicht wußte, wann Mittag und wann Abend ist. Nach und nach fühlte sich aber Fränz wiederum beängstigt und gefesselt von dieser Hausordnung; spät schlafen gehen und früh aufstehen, den ganzen Tag arbeiten und nie eine Lustbarkeit, ja kaum vor die Türe kommen, dazu war sie nicht nach der Stadt gegangen; sie lebte ja hier fast wie eine Magd. Sie versuchte es, die Töchter und die Mägde zur Widerspenstigkeit aufzuhetzen, aber sie fand kein Gehör und die Rautenwirtin hatte ein scharfes Auge auf sie. Fränz hatte dem Sohne des Sternenwirts von G. bald zu wissen getan, daß sie hier sei; er kam auch mehrmals in der Dämmerung, wenn im Erbprinzen abgespeist war, aber mit Schrecken und Ingrimm sah Fränz, daß er fast nur Augen für die älteste Tochter der Rautenwirtin hatte und sich oft stundenlang zu der Mutter setzte, die großen Gefallen an ihm zu haben schien. Nun behandelte ihn Fränz mit auffallender Mißachtung und sie verstand es bald, mit dem ältesten Haussohn, dem Metzger, einen kleinen Liebeshandel anzuzetteln. Das dauerte aber auch nicht lang und mit einem Male war aller Verkehr abgebrochen und Fränz erfuhr von einer vertrauten Magd, die gelauscht hatte, daß die Wirtin ihrem Sohn jede Hinneigung zu Fränz ernstlich verboten und dieser fast ohne Widerspruch nachgegeben habe. Fränz sah von da an in dem Hause nur noch ein Sklavenhaus und verwünschte alles, was darin war, den Sohn, der sich von dem Herrschteufel, der Mutter, befehlen lasse, und vor allem diese selbst; wenn sie sie hätte vergiften können, es wäre ihr erwünscht gewesen. Nun aber blieb ihr nichts als, wo sie konnte, Unordnung und Unfrieden im Hause stiften und alle ihre Obliegenheiten zu vernachlässigen. Als die Wirtin sie über letzteres zur Rede stellte, erklärte Fränz voll Heftigkeit: sie sei keine Magd und noch weniger ein Sklav, sie tue, was sie wolle, dafür bezahle ihr Vater Kostgeld. Ohne ein Wort zu erwidern, ordnete die Wirtin an, daß Fränz nichts mehr im Hause zu tun habe und daß sie nur noch eine Kostgängerin sei, bis ihr Vater sie abhole und das je eher, je lieber. Darum schrieb Fränz den Brief an ihren Vater und wollte nun nach Laune frei und ledig in der Stadt umherlaufen; die Wirtin aber erklärte, daß das nicht angehe, so lange sie bei ihr im Hause sei; sei ihr Vater da, könne sie machen, was sie wolle.

Munde hatte, ohne daß es ihm Fränze zu wissen tat, doch bald erfahren, wo sie war; er kam nun auch oft in den Rautenkranz und blieb übermäßig lang bei seinem Schoppen sitzen, meist schweigsam und wenig teilnehmend an den Gesprächen um ihn her, nur seine Blicke folgten Fränz, wenn sie durch die Stube ging, und er trommelte mit den Fingern auf dem Tisch, wenn sie mit einem Gaste freundlich tat. Fränz aber lächelte ihm nur manchmal schelmisch zu, und wenn er sie heimlich auf einen sogenannten „Ständerling" vor dem Hause bestellte oder gar mit ihr zum Tanze gehen wollte, wehrte sie strenge ab, da die Wirtin sie bei dergleichen mit Schimpf und Schande aus dem Hause jagen würde. Während sie auf Habhaftwerdung des Sternenwirtsohnes und dann des Haussohnes ausging, verstand sie es Munde doch so hinzuhalten, daß er treulich wiederkam, und diese ausdauernde Liebe tat ihr einerseits wohl, andererseits hoffte sie dadurch besonders bei dem Haussohne eine Eifersucht und eine raschere Entscheidung herbeizuführen. In der Küche und bei dem Wirtssohne scherzte sie oft über Munde und seine närrische Verliebtheit, wobei sie ihn stets ihren Knecht nannte.

Schon seit mehreren Tagen erwartete Fränz ihren Vater, und als sie von allen ankommenden Fuhrleuten vernahm, welch eine unerhörte Kälte draußen sei, beklagte sie, daß ihr Vater dadurch abgehalten werden könne, sie zu holen. Gegen Abend kam Munde mit noch einem Soldaten und dessen Vater, einem Bauer aus Unterthailfingen, der seinen Sohn besucht hatte. Fränz tat heute besonders freundlich gegen Munde, bat ihn um Aufträge an die Seinigen, da sie bald die Stadt verlasse.

„Und du wirst jetzt noch einmal so reich," sagte Munde.

„Wie so? Hast du was gehört? Hat mein Vater verkauft?"

„Das auch, aber dein' Stiefschwester, die Kohlenhofbäuerin, liegt im Sterben und da kriegst du alles."

„Woher weißt das?" fragte Fränz.

„Da der Peter von Unterthailfingen erzählt's, dein' Schwester wird schon gestorben sein."

Währed Fränz sich noch mit der Schürze die Augen abrieb, trat ein Postschaffner, vor Kälte heftig trappend, ein. Es war ein ehemaliger Unteroffizier, den Munde kannte; er bot ihm nun das Glas zum Trinken an und der Schaffner sagte, sich den Bart wischend:

„Weißt auch schon, des Diethelms Haus in Buchenberg ist abgebrannt?"

„Herr Gott, unser Haus?" schrie Fränz in lauter Wehklage und stieß im Umsichschlagen die Flasche vom Tisch, die klirrend auf den Boden fiel, so daß alles im Zimmer sich nach ihr wendete. Munde sprang schnell auf und setzte die zitternde Fränz auf seinen Stuhl. Der Schaffner bedauerte seine Unvorsichtigkeit, daß er nicht gewußt habe, daß das Diethelms Tochter sei. Fränz aber, leichenblaß und mit stierem Blick, wollte Näheres wissen. Der Schaffner hatte dies nur von einem andern gehört, der am Morgen durch Buchenberg gefahren war, und wußte weiter nichts, als, daß kein Mensch dabei verunglückt sei, nur einen Knecht, der das Haus angezündet habe, suche man noch vergebens. Alles versammelte sich nun um Fränz und tröstete sie; ja, man wollte ihr sogar die ganze Sache ausreden, es sei vielleicht gar nicht wahr, und dergleichen mehr. Fränz aber war rasch entschlossen, sie wollte augenblicklich heim; sie faßte beide Hände des Munde und bat ihn, ihr zu helfen, daß sie fortkäme, sie jammerte um ihren Vater und ihre Mutter und klagte sich selber an, daß sie von ihnen fortgegangen sei, es seien gewiß alle verbrannt und man sage es ihr nicht. Die Wirtin wollte sie beruhigen und ihr solch wildes Rasen ausreden, aber Fränz stieß sie heftig von sich.

„Munde, du bist dein Lebtag gut zu mir gewesen, ich bitt' dich, Munde, guter Munde, hilf mir, daß ich fortkomm'", rief sie immer laut weinend und Munde selber weinte mit und versprach, alles zu tun. Der Schaffner sah auf seine Uhr und sagte: durch Buchenberg gehe erst morgen wieder ein Eilwagen, in einer Stunde aber gehe ein anderer nach G. ab und von dort aus könne Fränz leicht nach Buchenberg kommen. Fränz eilte schnell auf ihre Kammer, holte ihre Kleider und trotz aller Einrede, daß sie doch den Abgang des Wagens im Haus abwarten möge, blieb sie nicht und ging, von Munde allein begleitet, nach dem Posthofe.

Wie träge schlug hier die Uhr! Fränz wollte fast vergehen vor Hast und Verzweiflung und Munde, der sie gar nicht beruhigen konnte, sagte fast unwillkürlich:

„Wenn ich nur den bösen Gedanken aus dem Kopf bringen könnt'!"

„Was? Was hast?" fragte Fränz, ihn am Arme fassend. Munde sagte, daß es nichts sei und er könne es nicht sagen, es sei schlecht und sie solle es ja nicht glauben, aber er sag's ihr nicht.

Nun drang Fränz immer heftiger in ihn und schwur, ihr Leben lang ihn nicht mehr anzusehen, wenn er nicht mitteile, was er im Sinne habe. Da sagte Munde:

„Es ist einfältig, es wäre besser gewesen, ich hätt' dir gar nicht gesagt, daß ich was weiß. Aber ich seh' schon, ich komm' so nicht mehr los. Schwörst du mir, es nicht zu glauben und keinen Haß auf mich zu werfen und mich gern zu haben, wenn

ich dir's sag'? Nein, nein, ich kann auch so nicht, ich bring's nicht auf die Zung', nie."

„Ich schwör' dir alles, ich bitt' dich, lieber, lieber Munde, ich hab' dich so lieb, ich bitt' dich, sag' mir's, was ist? Was weißt?"

„Es ist eigentlich dumm und du könntest meinen, wunder was er wär', drum will ich's sagen, aber du darfst's nicht glauben."

„Nein; aber sag's."

„Mein Medard hat einmal im Rausch gesagt, dein Vater woll' das Haus anzünden. Das ist alles. Nicht wahr, du glaubst's nicht? Ich bitt' dich nur, gib mir gleich Nachricht, wie es den Meinigen geht. Wenn ich Urlaub bekomm', komm' ich morgen nach. Was hast? Warum redest denn nicht? Steh doch auf."

„Ja, ja", sagte Fränz wie träumend und erhob sich von der eiskalten Staffel, auf die sie sich gesetzt hatte. „So, jetzt kommen die Pferde, aber wie langsam die machen! Gott im Himmel! Ich sterb', wenn das nicht schneller geht. Munde, was hab' ich sagen wollen? Ich weiß nicht mehr. Ja, sei mir nicht bös. Wenn nur meine Eltern noch leben, dann ist alles gut. Ich hätt's nie glaubt, daß ich so aus der Stadt weggeh', und da, Munde, da hast du auch noch Geld; das, was du gesagt hast, ist nicht gesagt und wird nie mehr gesagt. So, gottlob, nun ade", schloß Fränz, als der Schaffner „Eingesetzt" rief.

Der Postillon blies lustig, der Wagen fuhr ab und Munde schlug sich davongehend auf die Stirne; es kränkte ihn, daß er so unbesonnen herausgeredet und den Schmerz des Mädchens noch grausam vermehrt hatte, und jetzt merkte er erst, wie er so unbewußt Geld angenommen. Er kehrte in den Rautenkranz zurück, um noch einiges zu besorgen, das Fränz in der Eile vergessen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der wilde Ottokar.

Marksteine vom Lebenswege eines Entfesselten.

Von Hans Bachwitz.

(Nachdruck verboten.)

Ottokar Schmer, ein Mann von 40 Jahren, übermittelgroß, vollschlank, kurzsichtig, gut beleumundet, geimpft, buddhistischer Konfession, ohne Orden, Ehren- und besondere Kennzeichen, lag der Kommission und Agentur ob und erfreute sich seit über zwanzig Jahren eines durch Kinder ungetrübten Eheglückes, das er um so treuer wahrte, als seine Gattin mit ganz hervorragenden und -stehenden Argusaugen darüber wachte.

An einem schönen Frühlingstage sauste Ottokar Schmer in seinem neuen Egozweisitzer durch die Gefilde der thüringischen Landschaft. Erst vor kurzem hatte er das Abiturientenexamen der Chauffeure bestanden, und in seiner Brusttasche unter dem Lederjackett knisterte der behördlich abgestempelte Schein, der ihm das Recht verlieh, ohne fremde Hilfe Zusammenstöße herbeizuführen.

Neben Ottokar saß eine sportlich maskierte Dame, so jung, hübsch, verwirrend, daß die Annahme, sie sei seine Frau, von selbst im Keime erstickte. Er hatte die Bekanntschaft durch gütige Vermittlung seines Freundes Hugo Fritz gemacht, eines geborenen Sausewinds, und zwar im Kabarett zur „weinenden Melone", wo die Dame unter der Bezeichnung Martrude Marosy das Programm durch ungarisch dialektisierte Chansons mit Paprika in Czardastakt belebte.

Nichts trübte das junge Glück, dem Ottokar durch jene Frühlingsfahrt die Weihe einer romantischen Reise verleihen wollte. Um so mehr als seine Gattin in Ostpreußen am Sterbelager einer Tante weilte, die seit Wochen das Zeitliche zu segnen und ihre Nichte zur Universalerbin einzusetzen versprach. Auf diese Weise ersparte sie eine Pflegerin und wiegte Ottokar in die für solche Fälle dringend erwünschte Sicherheit.

Hinjedennoch — o schnöde Schicksalstücke! — hatte Ottokar nicht mit Erfurt gerechnet. Eben durchquerte er diese liebliche, durch den Gewerbefleiß seiner Einwohner nicht minder, denn durch seine landschaftliche Situation ausgezeichnete Stadt, wo schon Goethe mit Napoleon zusammentraf — eben also durchquerte er sie in schlankem Trabe, fröhlich mit der Hupe trillernd, als ihm ein biederer Mann aus dem Volke begegnete, der auf dem Rücken einen Sack trug. Auffallend war, daß dieser Mann durch nichts zu bewegen war, die Richtung zu ändern, die sich in mathematischer Exaktheit auf den Egozweisitzer Ottokars zu hielt. Ottokar verübte mit dem ganzen Orchester seines Lärmmechanismus einen schauerlichen Radau: er stieß wilde Hupenschreie von höchstem Diskant bis zum brummendsten Baß aus, er tirilierte, er flötete, er schrie höchst eigenhändig, und Martrude Marosy kreischte mit. Eine Taubstummenanstalt wäre betroffen gewesen. Nicht so der Betreffende. Er hielt unverwandt geraden Kurs ohne jede Schwankung auf das Automobilchen Ottokars.

Merkwürdig, aber für die Kompliziertheit von Ottokars Gehirnfunktionen aufschlußgebend war, daß er dem einfachsten Mittel, dem gräßlich drohenden Zusammenstoße auszuweichen: nämlich stehenzubleiben, mit peinlichster Berechnung auswich, indem er gleichfalls in geradestem Kurse auf den harthörigen Fußgänger zu hielt. Bei einer derart scharf eingestellten, gegenseitigen Opposition konnte das Unvermeidliche nicht ausbleiben. Plötzlich stand der Kühler unmittelbar vor der Brust des Unbelehrbaren, Ottokar trat mit beiden Füßen auf die Bremse, Martrude schrie gellend auf und schloß die Augen unter der Schutzbrille, weil sie kein Blut sehen konnte. Im nächsten Augenblick saß der renitente Fußgänger rittlings auf dem Kühler und ließ dabei den Sack von seinem Rücken aufs Pflaster gleiten. Dabei merkte man, daß er (der Sack) mit Flaschen gefüllt gewesen war, deren Aggregatzustand sich in Scherben verwandelt hatte.

Obzwar dem Besitzer dieser Scherben nicht das Mindeste an körperlichem Leibe widerfahren war, erhob er dennoch ein geradezu wahnsinniges Gebrüll. Die praktische Martrude aber gab dem Reiter auf dem Kühler zu bedenken, daß man sich gleich einigen wolle, er möge seinen Schaden beziffern. Worauf der Mensch 50 Mark für zerbrochene Flaschen und 20 Mark Schmerzensgeld verlangte.

„Schmirz'n?" fragte entrüstet die Marosy und bekam grüne Augen, „wo haben's Ihnen Schmirz'n — Sie da!"

„Ich sitze druff," erwiderte der Brave, „oder glommse frleichde, e Audogibler is nich so heeß, daß m'r sich drahn verbrenn' gann, 'ch will hier gar nich erschde saach'n, was!"

Rund herum belohnte brausendes Gelächter des Publikums das glückliche Extempore. Ottokar riß mit einer Hand das Portefeuille aus der Tasche und bat Martruden, dem Manne 70 Mark zu geben. Das geschah, und der so fürstlich Belohnte verließ sogleich seinen schwanken Sitz.

Ottokar atmete auf, setzte seine Lärminstrumente in Tätigkeit, um die Straße freizubekommen und wollte weiterfahren. Da legte sich eine Hand in der annähernden Größe einer kleinen Waldparzelle auf seine Schulter und eine rauhe Stimme gebot Halt. Alles, mit Ausnahme der Schulter, gehörte einem Sipo.

„Sie haben durch groben Unfug einen Menschenauflauf veranlaßt!"

„Ich hät — — —

„Ihren Namen!"

Ottokar verriet ihn bebend.

„Die Dame?" fragte das Auge des Gesetzes der Republik und zückte einen Bajonettblick auf Martruden.

Ottokar wurde blaß wie die bekannte Luise. Aber die Marosy bemerkte höhnisch und fast gekränkt:

„No, wer wir ich scho sein, bitte? Die Frau Gemahlin, bitte!"

Da der Sipo nicht ruhte, bevor sie das durch Vorzeigung ihres Passes erhärtete, stellte sich das Gegenteil rasch heraus, und das Volk heulte vor Entzücken.

Worauf der Sipo Herrn Ottokar mit einem Blick ansah, in dem ungezählte Jahre Zuchthaus neben dauerndem Ehrverlust ruhten und die Straße vom Volke soweit säuberte, daß das Auto abstinken konnte.

Einige Tage später kehrte Frau Schmer von der wider Erwarten am Leben gebliebenen Tante nach Hause zurück und kam gerade recht, um ein behördliches Schreiben an ihren abwesenden Gatten in Empfang nehmen zu können. Es war ein Strafbefehl über 75 Mark für Verübung groben Unfugs auf einer öffentlichen Straße und Irreführung eines Polizeibeamten „dadurch, daß ihm auf Befragen die in Begleitung des Beschuldigten befindliche ledige Artistin Martrude Marosy aus Krepesfasarhely als dessen Ehefrau bezeichnet worden war."

Da man sich unschwer denken kann, was nunmehr geschah, unterbleibt die Schilderung. Nur darf nicht verschwiegen werden, daß Frau Schmer noch am selben Tage den Egositzer um den dritten Teil des Anschaffungspreises veräußerte.

Die Chinesin.

Die Geburt eines Töchterchens bereitet in China auch weniger törichten Leuten oft eine kleine Enttäuschung, besonders dann, wenn noch kein Knabe geboren wurde. Der Chinese bevorzugt einen Sohn, weil er im Alter versorgt sein will — kennt man doch nicht einmal im Staatsdienst die zweckmäßige Einrichtung der Pensionierung. Auf eine

verheiratete Tochter kann man sich nicht verlassen. Sie ist rechtlich völlig in die Familie ihres Mannes übergegangen. Es hat aber der Wunsch nach einem Sohn und Erben auch noch eine kultisch-religiöse Grundlage, indem nur ein Sohn imstande ist, die Ahnenopfer vorschriftsmäßig auszuführen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß arme, kinderreiche Leute den einen oder anderen ihrer Knaben gern verkaufen und damit mehr verdienen können als durch den Verkauf von Töchtern. Besonders kleinere Jungen, die noch nicht davonzulaufen imstande sind und sich leicht in eine neue Familie einzuleben vermögen, stehen hoch im Preis. Wird ein Mädchen verkauft, so handelt es sich — abgesehen von der Auslieferung in Sklaverei oder in Freudenhäuser — meistens um die im unberührten China übliche Art der bindenden Verlobung. Das Alter spielt dabei keine entscheidende Rolle. Wird das Schwiegertöchterchen als kleines Kind erworben, so wächst es mit dem Gatten zusammen heran und lernt ihn um so besser kennen. Wohl jeder nicht völlig abgestumpfte Europäer, der zum erstenmal nach China kommt, wird zunächst mit Mitleid und Erstaunen von diesen Mädchenkäufen hören Doch ist in Wirklichkeit die Sache nicht so tragisch wie sie klingt. Die Kosten für eine Braut müssen nämlich von den Brauteltern zur Besorgung der Aussteuer verwendet werden, denn das Mädchen selbst hat keine Mitgift zu gewärtigen, ja hat nicht einmal das Recht, zu erben. Ferner hat gerade diese Einrichtung die gute Folge, daß ausgesprochene Geldheiraten in echt chinesischen Kreisen sozusagen ausgeschlossen sind. Kein reicher Jüngling hat einen triftigen Grund, vor der Wahl eines ihm sympathischen, aber armen Mädchens zurückzuschrecken. Auch eine reiche Braut kann ihm ja nichts bieten als sich selbst. Es liegt auf der Hand, daß in diesem altchinesischen System auch ein starkes Schutzmittel gegen Klassen- und Kastengegensätze verborgen liegt. Kritische Chinesen vertreten manchmal die nicht zu bestreitende Ansicht, daß umgekehrt in Europa eben viele Frauen ihre Männer „kaufen".

Bei der Wahl der Gattin wird noch ziemlich strenge auf den alten Brauch geachtet, daß Mann und Frau verschiedenen Sippen angehören müssen. Die ursprüngliche Bedeutung dieser Sitte liegt auf der Hand. Da es aber in China nur ein paar hundert Familiennamen mit Hunderttausenden von Vertretern gibt, ist eine strenge Durchführung ebenso unmöglich als sinnlos. Entgegen dem ursprünlichen Zweck kann in kleinen Orten die Inzucht so eher begünstigt als verhütet werden.

Die Hochzeit wird in beiden beteiligten Häusern gefeiert. Jede Familie hat ihre eigenen Gäste, die mit Feuerwerk und Ehrensalven begrüßt werden. Gegen Abend wird die Braut im Hause des Bräutigams erwartet und rückt nach alter Sitte in einer buntgeschmückten, verschlossenen Sänfte heran. Ihr folgt im zweiten Tragstuhl des Brautzuges der Heiratsvermittler (oft werden Ehevermittlungen auch durch Frauen ausgeführt). Diese wichtige Persönlichkeit haftet für die ungestörte Ankunft der Braut und übergibt daher zum Zeichen der Verantwortlichkeit dem Bräutigam die Schlüssel zum Öffnen der Brautsänfte. Er wird diese angenehme Pflicht mit Anstand und Gemessenheit erfüllen. (Das Küssen von erwachsenen Personen ist nur unter vier Augen gebräuchlich.) Die Chinesin zählt an ihrem Ehrentage in der Regel 16, 17 oder 18 Lenze. Werden höhere Zahlen angegeben, so haben wir es wohl mit der eigenartigen chinesischen Altersrechnung zu tun, nach der das Geburtsjahr voll mitgezählt wird. Ein am Silvesterabend geborenes Kind ist demnach am folgenden Morgen schon zwei Jahre alt.

Die moderne Chinesin weiß nichts mehr von der alten, übrigens nicht im ganzen Reich verbreiteten Geschmacksverirrung der verstümmelten kleinen Füße, nein, federleicht schwebt sie mit seltener Grazie in farbenreicher Kleidung als geborene Tänzerin dahin, die schwarzen Haare kurz geschnitten oder aufgesteckt, in herrlichem Kontrast zum zarten, leicht brünetten Teint, die dunkeln, ausdrucksvollen Augen von langen, schönen Wimpern überschattet und ihren weißen Schwestrn in der Wahl der Wohlgerüche unerreichbar überlegen.

Noch ist davon zu reden, daß die obigen Ausführungen für alle Fälle gelten, mag es sich um die erste Gattin handeln oder um die Heimführung von sogenannten Konkubinen. (Das Wort wird in China mit leichter Sinnverschiebung für Nebenfrau verwendet.) Die Polygamie ist bei den Chinesen viel verbreiteter, als man anzunehmen pflegt. Wo sie fehlt, sind meistens finanzielle Gründe maßgebend. Von christlicher Seite wird eifrig darauf hingewiesen, daß mit der Vielehe der häusliche Unfriede verbunden sei. Es ist dies aber keineswegs immer richtig, Frauen, die keine Söhne haben, bitten oft selbst um eine Konkurrentin. Man urteile überhaupt nicht allzu schnell über grundverschiedene alte Sitten anderer Völker. Man mag über die chinesischen Anschauungen von Sittlichkeit und Ehe denken wie man will, es wird doch jeder vorurteilslose Beobachter einräumen müssen, daß man von Sittlichkeitsverbrechen, von Ehebruch und anderen einschlägigen Vergehen im polygamen China beschämend wenig hören muß. Die Vielehe hat im allgemeinen keinen Einfluß auf das Angebot an Frauen. Im Gegenteil, da viele Kuli keine Frauen kaufen können, würde ein Verbot der Polygamie einen empfindlichen Frauenüberschuß zur Folge haben. Auch der Chinese denkt sich letzten Endes die Idealehe monogam, doch will er sich dem Ideal nicht durch ein Gesetz gezwungen, sondern in freiem Entschlusse nähern, was er bei einer restlos glücklichen Ehe auch von selbst tun wird und muß. (Dr. O. F. im „Bund".)



Bunte Chronik



*** Luthers Nachkommen.** Der 400. Jahrestag von Dr. Martin Luthers Verheiratung mit Katharina v. Bora, der von der protestantischen Welt kürzlich begangen worden ist, hat die oft erörterte Frage wieder aufleben lassen, ob noch heute Nachkommen des Reformators am Leben sind. Aus Luthers Ehe mit dem sächsischen Edelfräulein waren bekanntlich sechs Kinder hervorgegangen. Zwei Töchter, Elisabeth und Magdalene, starben in jungen Jahren; auch der zweitgeborene Sohn Martin, der als Privatgelehrter in Wittenberg lebte und mit der Tochter des dortigen Bürgermeisters Heiliger verheiratet war, ohne Kinder zu hinterlassen, erreichte ein Alter von nur 33 Jahren. Für die Nachkommenschaft ds Reformators kamen also nur sein erstgeborener Sohn Johannes, sein dritter Sohn Paul und die zuletztgeborene Tochter Margarethe in Betracht. Johannes Luther — das „Hänsichen" jenes wundervollen Kinderbriefs, den Luther 1530 von der Feste Koburg nach Wittenberg sandte — studierte die Rechte und wurde später fürstlicher Rat in Weimar. Seine Leibeserben brachten es allerdings nur auf wenige Geschlechter und starben, soweit bekannt, im 17. Jahrhundert aus. Andrs verhält es sich mit den Nachkommen Pauls und Margarethes. Dr. Paul Luther, zweifellos der begabteste der Söhne und dem Vater auch im Charakter nahestehend, genoß als kurfürstlicher Leibarzt und als eifriger Verfechter der väterlichen Anschauungen hohes Ansehen. Seiner Ehe mit Anna v. Warbeck, einer Tochter des sächsischen Kanzlers v. Warbeck, entsprossen, wie der des Vaters, sechs Kinder, während die Ehe Margarethens mit dem preußischen Landrat Georg v. Kunheim sogar mit neun Kindern gesegnet war. Die Nachkommen dieser 15 Lutherenkel sind nun keineswegs, wie man immer wieder zu hören bekommt, ausgestorben, sondern sie leben bis auf den heutigen Tag in zahlreichen Ästen und Zweigen fort. Vermutlich gründete die falsche Ansicht sich auf die Tatsachen, daß der Name Luther in der Geschlechterfolge mit dem 1759 in Dresden verstorbenen Advokaten Martin Gottlieb Luther, einem Urenkel Dr. Paul Luthers, erlosch, und daß alle heute noch lebenden Luther, darunter beispielsweise der deutsche Reichskanzler und der bekannte Lutherforscher Prof. Dr. Luther in Greifswald, keine Nachkommen des Reformators sind, sondern entweder von Martin Luthers Bruder Jakob oder von seinem Oheim Hans Luther, dem Kleinen, abstammen. Gegenwärtig leben noch rund 400 Nachkommen Dr. Martin Luthers in 117 Familiennamen und an 128 Orten.

*

*** Der beleidigte Dichter.** Der italienische Dichter Alfieri war einmal in Gesellschaft geladen. Dabei hatte er das Unglück, am Tische hängen zu bleiben, wodurch eine wertvolle Tasse aus chinesischem Porzellan herunterfiel. Die Dame des Hauses war darüber sehr ungehalten und gab ihrem Unwillen mit lauten Worten Ausdruck. Dabei bemerkte sie, Alfieri hätte eigentlich das ganze Service zu Boden werfen können. „Wie die gnädige Frau wünschen," gab Alfieri zur Antwort und warf ein Stück nach dem andern zu Boden. Dann griff er nach seinem Hut und verabschiedete sich mit den Worten: „Bitte, lassen Sie mir die Rechnung zukommen!"



Lustige Rundschau



* Gattin des Dichters (zu den Freunden ihres Mannes): Mein Mann darf heute nicht ausgehen; der muß noch ein Liebeslied dichten — unsere Buben müssen neue Hosen haben.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.